

dtv

»Der Freund der mir die Shorts besorgt hatte, versteckte mich in einer der Kabinen am Strand und ging zu meinem Haus, das jetzt von Polizisten mit Hunden bewacht wurde. Er sagte, ich solle schnell ins Meer springen und mich hinter einer Boje verstecken, da würden mich die Hunde nicht aufspüren.« – Der Versuch, schwimmend eine amerikanische Militärbasis zu erreichen, scheitert. Es folgen Gefängnis, Verhöre durch die Staatssicherheit, wieder Gefängnis: Das Leben eines schwulen, oppositionellen Dichters in Kuba. Reinaldo Arenas' Weigerung, sich zum Hymnenschreiber Castros degradieren zu lassen, hätte schon ausgereicht, ihn zum Dissidenten zu machen. Verfolgt wird er aber vor allem, weil er die Unverschämtheit besitzt, seine Sexualität übermütig und ungezügelt auszuleben. Das macht ihn zum Vogelfreien. Als Arenas dieses Buch begann, konnte er nur in den Bäumen des Leninparks in Havanna ungestört schreiben – bevor es Nacht wurde. »In einem Wettlauf gegen den Tod geschrieben, hingeschmiert, ... diktiert, gesprochen, gebrüllt, ist dieses Buch sein Meisterwerk.« (Guillermo Cabrera Infante in »Lettre«) – »Seit langem hat mich kein Buch so bewegt.« (Mario Vargas Llosa)

*Reinaldo Arenas* wurde 1943 in Kuba geboren. Er ist Autor zahlreicher Romane, Gedicht- und Erzählbände. 1990 wählte er in New York den Freitod. In deutscher Übersetzung erschien: »Der Palast der blütenweißen Stinktiere« (1977), »Wahnwitzige Welten« (1982) und »Reise nach Havanna« (1994).

Reinaldo Arenas  
Bevor es Nacht wird  
Ein Leben in Havanna

Aus dem Spanischen von  
Thomas Brovot und Klaus Laabs

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Reinaldo Arenas  
ist im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:  
Reise nach Havanna (12740)

Vollständige Ausgabe  
Juli 2002

4. Auflage August 2005

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

© Estate of Reinaldo Arenas

Titel der Originalausgabe:

»Antes que anochezca«

© der deutschsprachigen Ausgabe:

Deutscher Taschenbuch Verlag, München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagbild: Javier Bardem in dem Film »Before night falls«

© 2000 Fine Line Features

Gesetzt aus der Sabon

Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany • ISBN 3-423-12986-7

## Das Ende

Im Winter 1987 dachte ich daran, zu sterben. Seit Monaten hatte ich furchtbares Fieber. Ich ging zum Arzt, und die Diagnose war Aids. Da ich mich mit jedem Tag schlechter fühlte, kaufte ich mir ein Ticket nach Miami und beschloß, am Meer zu sterben. Nicht in Miami direkt, sondern am Strand. Aber ein teuflischer Bürokratismus scheint dafür zu sorgen, daß sich alles, was wir uns wünschen, hinzieht, selbst der Tod.

Ich will nicht sagen, daß ich wirklich sterben wollte, aber ich finde, wenn einem keine andere Wahl bleibt, als zu leiden und Schmerzen zu ertragen, ohne jede Hoffnung, dann ist der Tod tausendmal besser. Außerdem war ich ein paar Monate vorher in einem öffentlichen Pissoir gewesen, und es hatte sich nicht dieses Gefühl von verschwörerischer Erwartung eingestellt, das sonst immer da war. Niemand hatte mich beachtet, alle machten sie mit ihren Sexspielen einfach weiter. Mich gab es schon nicht mehr. Ich war nicht mehr jung. Dort kam mir der Gedanke, das Beste wäre der Tod. Ich fand es immer erbärmlich, um das Leben zu betteln wie um einen Gefallen. Entweder man lebt, wie man es sich wünscht, oder es ist besser, nicht weiterzuleben. In Kuba hatte ich Not und Elend ertragen, weil mir die Hoffnung auf Flucht und die Aussicht, meine Manuskripte zu retten, Kraft gaben. Jetzt war die einzige Flucht, die mir blieb, der Tod. Ich hatte fast alle aus Kuba herausgebrachten Manuskripte überarbeitet, sie waren in sicheren Händen bei Freunden oder schon veröffentlicht. In fünf Jahren Exil hatte ich außerdem einen Essayband über die kubanische Wirklichkeit geschrieben, *Verlangen nach Freiheit*, sowie fünf Theaterstücke, die unter dem Titel *Verfolgung* erschienen waren, und ich hatte die

Romane *Der Portier* und *Reise nach Havanna* abgeschlossen, obwohl ich mich beim letzten schon krank fühlte. Leid tat mir jedoch, daß ich sterben mußte, ohne daß ich die *Pentagonie* beenden konnte, einen Zyklus von fünf Romanen, von denen *Celestino vor dem Morgenrot*, *Der Palast der blütenweißen Stinktiere* und *Noch einmal das Meer* schon erschienen waren. Es tat mir auch leid, einige Freunde wie Lázaro, Jorge und Margarita verlassen zu müssen. Mir tat der Schmerz leid, den ich ihnen und meiner Mutter mit meinem Tod bereiten würde. Aber der Tod war nun einmal da, und es blieb nichts anderes übrig, als ihn zu akzeptieren.

Lázaro, der wußte, wie schlecht es mir ging, kam nach Miami geflogen und ließ mich, bewußtlos, ins New York Hospital bringen. Meine Einlieferung war, wie er mir später erzählte, ein Riesenproblem, ich war nämlich nicht krankenversichert. Das einzige, was ich in der Hosentasche hatte, war die Kopie des Testaments, das ich Jorge und Margarita geschickt hatte. Ich war halb tot, aber die Ärzte weigerten sich, mich aufzunehmen, weil ich nichts zum Bezahlen hatte. Zum Glück arbeitete ein französischer Arzt in dem Krankenhaus, den Jorge und Margarita kannten; er sorgte dafür, daß ich doch noch aufgenommen wurde. Ein anderer Arzt, Dr. Gilman, sagte mir allerdings, ich hätte nur eine Überlebenschance von zehn Prozent.

Ich kam in die Notaufnahme, wo alle mit dem Tod kämpften. Überall hingen Schläuche aus mir raus, aus der Nase, aus dem Mund, aus den Armen; ich sah wirklich mehr wie ein Wesen von einem anderen Stern aus als wie ein Mensch. Ich will nicht von dem ganzen Auf und Ab erzählen, das ich im Krankenhaus durchmachte. Jedenfalls starb ich damals nicht, obwohl wir alle damit rechneten. Der französische Arzt, Dr. Olivier Ameisen, der auch ein exzellenter Komponist war, schlug mir sogar vor, ich sollte ihm Texte für ein paar Lieder schreiben, die er dann

vertonen wollte. Und mit all den Schläuchen, an ein Gerät zur künstlichen Beatmung angeschlossen, kritzelte ich, so gut es eben ging, den Text für zwei Lieder aufs Papier. Olivier kam immer wieder in den Krankensaal, wo wir dahinstarben, und sang uns die Lieder vor, zu denen ich die Worte und er die Musik geschrieben hatte. Er hatte einen elektronischen Synthesizer dabei, der alle möglichen Töne erzeugte und jedes beliebige Musikinstrument imitierte. Die Notaufnahme hallte wider von den Tönen des Synthesizers und der Stimme Oliviers. Ich glaube, sein musikalisches Talent war wesentlich größer als sein medizinisches. Ich selbst brachte natürlich kein Wort heraus, ein Schlauch in meinem Mund führte direkt in die Lunge. Ich war nur noch am Leben, weil diese Maschine für mich atmete; mit ein bißchen Anstrengung schaffte ich es aber, meine Meinung über Oliviers Kompositionen in ein Notizbuch zu schreiben. Mir gefielen diese Lieder wirklich. Eins hieß *Eine Blume in der Erinnerung*, das andere *Hymne*.

Lázaro besuchte mich bei jeder Gelegenheit. Er brachte eine Gedichtsammlung mit, schlug sie auf gut Glück auf und las mir ein Gedicht vor. Wenn es mir nicht gefiel, schüttelte ich die an meinem Körper angebrachten Schläuche, und er las mir ein anderes vor. Jorge Camacho rief mich jede Woche aus Paris an. *Der Portier* wurde gerade ins Französische übersetzt, und Jorge bat wegen ein paar schwieriger Wörter um Rat. Am Anfang konnte ich als Antwort nur lallen. Dann ging es mir ein bißchen besser, und sie verlegten mich auf ein Einzelzimmer. Ich konnte mich zwar nicht bewegen, aber es war angenehm, ein eigenes Zimmer zu haben; da hatte ich wenigstens ein bißchen Ruhe. Außerdem hatten sie mir inzwischen den Schlauch aus dem Mund genommen, und ich konnte wieder sprechen. So wurde die Übersetzung von *Der Portier* dann fertig.

Nach dreieinhalb Monaten wurde ich entlassen. Ich

konnte kaum laufen, und Lázaro half mir in meine Wohnung hoch, die leider im sechsten Stock eines Hauses ohne Aufzug liegt. Mit Müh und Not schaffte ich es bis oben. Lázaro ging wieder, unendlich traurig, und ich fing an, wenigstens ein bißchen Staub zu wischen. Dabei entdeckte ich auf dem Nachttisch einen Briefumschlag, der ein Rattengift namens Troquemichel enthielt. Darüber bekam ich eine unglaubliche Wut, denn offensichtlich hatte das jemand da hingelegt, damit ich es nahm. Jetzt war ich fest entschlossen, meinen Selbstmord, den ich im stillen schon geplant hatte, erst einmal aufzuschieben. Wer immer mir diesen Umschlag ins Zimmer gelegt hatte, diesen Gefallen würde ich ihm nicht tun.

Ich hatte furchtbare Schmerzen und fühlte mich unendlich müde. Ein paar Minuten später kam René Cifuentes, er half mir beim Säubern und kaufte etwas zu essen ein. Dann war ich wieder allein. Da ich zu schwach war, um mich an die Schreibmaschine zu setzen, fing ich an, die Geschichte meines Lebens auf Band zu sprechen. Ich redete eine Weile, ruhte mich aus und machte weiter. Meine Autobiographie hatte ich bereits in Kuba begonnen, davon später mehr. Ich hatte sie *Bevor es Nacht wird* genannt, weil ich mich in einen Park geflüchtet hatte und schreiben mußte, bevor die Nacht hereinbrach. Nun rückte die Nacht wieder heran, noch bedrohlicher. Es war die Nacht des Todes. Jetzt mußte ich wirklich zusehen, mit meiner Autobiographie fertig zu werden, bevor es Nacht wurde. Ich nahm es als Herausforderung. Und so arbeitete ich weiter an meinen Erinnerungen. Ich besprach eine Kasette und gab sie einem Freund, Antonio Valle, damit er sie abschrieb.

Ich hatte schon mehr als zwanzig Kassetten vollgesprochen, und es wurde immer noch nicht Nacht.

Im Frühjahr 1988 kam *Der Portier* in Frankreich heraus. Der Roman war ein Erfolg, bei der Kritik wie bei den

Lesern. Zusammen mit zwei anderen war er als bester ausländischer Roman für den Prix Médicis nominiert. Der Verlag schickte mir ein Flugticket; ich war eingeladen, als Gast der Sendung *Apostrophes* im französischen Fernsehen aufzutreten. Es war die Kultursendung mit der höchsten Einschaltquote in Frankreich, und sie wurde in ganz Europa ausgestrahlt; es war eine Live-Sendung. Ich nahm die Einladung an, obwohl ich nicht wußte, ob ich überhaupt die Treppe meines Hauses hinunterkommen und es bis zum Flugzeug schaffen würde. Aber die Ermunterung durch Jorge und Margarita hat mir wohl geholfen. Ich flog nach Paris und fuhr ins Studio. Kaum einer wußte es, aber während ich in dieser Sendung redete, die eine Stunde oder noch länger dauerte, stand ich mit einem Bein schon im Grab. Ich blieb ein paar Tage in Paris und kehrte an meine Autobiographie zurück. Während ich daran arbeitete, sah ich die hervorragende Übersetzung durch, die Liliane Hasson von *Der Berg des Engels* anfertigte, einer sarkastisch-liebevollen Parodie auf Cirilo Villaverdes *Cecilia Valdés*.

Doch der körperliche Verfall war nicht aufzuhalten; im Gegenteil, es ging immer schneller. Ich bekam wieder eine PCP genannte Lungenentzündung, genau so eine, wie ich sie schon einmal gehabt hatte. Jetzt waren die Chancen, mit dem Leben davonzukommen, noch geringer, mein Körper war noch geschwächer. Ich überstand die Lungenentzündung, aber dort im Krankenhaus bekam ich andere entsetzliche Krankheiten wie Krebs, Kaposi-Sarkom, Venenentzündung und etwas ganz Furchtbares, das Toxoplasmose heißt und das Blut im Gehirn vergiftet. Selbst der Arzt, der mich behandelte, Dr. Harman, sah mich mit soviel Mitleid an, oder zumindest kam es mir so vor, daß manchmal ich ihn zu trösten versuchte. Jedenfalls überlebte ich auch diese Krankheiten, das heißt, ihre schlimmsten Krisen. Ich mußte die *Pentagonie* zu Ende bringen. Im Krankenhaus fing ich an, den Roman *Die*

*Farbe des Sommers* zu schreiben. In meinen Händen steckten verschiedene Nadeln mit einem Serum, weshalb mir das Schreiben einigermaßen schwerfiel; ich nahm mir aber vor, so weit wie möglich damit zu kommen. Ich begann diesen Roman (für mich das Kernstück des Zyklus) nicht mit dem Anfang, sondern mit einem Kapitel, das ich *Die Omnibunise* nannte. Als ich aus dem Krankenhaus kam, schloß ich meine Autobiographie ab (mit Ausnahme dieser Einleitung natürlich) und arbeitete weiter an *Die Farbe des Sommers*. Außerdem redigierte ich zusammen mit Roberto Valero und María Badias *Der Überfall*, den fünften Roman der *Pentagonie*. Eigentlich war es eher ein Rohmanuskript, das ich in allergrößter Eile noch in Kuba geschrieben hatte, um es außer Landes bringen zu können. Robertos und Marias Aufgabe bestand nun darin, das Buch aus einem fast unverständlichen Idiom ins Spanische zu übertragen. Irgendwann war die Reinschrift des Romans fertig und ließ die Sammlung meiner Originaltexte in der Firestone-Bibliothek der Princeton University anwachsen, wo sie jedermann zugänglich sind.

Inzwischen war meine Mutter aus Kuba zu Besuch gekommen, mit einer dieser abgefeimten Genehmigungen für Rentner, mit denen Castro Dollars eintreibt. Mir blieb nichts anderes übrig, als nach Miami zu reisen. Meine Mutter bemerkte nicht, wie nah ich dem Tod in Wirklichkeit war, und ich begleitete sie bei ihren Einkäufen. Ich sagte ihr nichts von meiner Krankheit, und nicht einmal jetzt (im Sommer 1990) habe ich ihr davon erzählt. In Miami holte ich mir wieder eine Lungenentzündung. Zurück in New York, kam ich gleich ins Krankenhaus. Ich kam wieder raus und flog nach Spanien, in das Landhaus von Jorge und Margarita. Dort konnte ich saubere Luft atmen.

Ich weiß noch, wie wir in Jorges Haus auf der Finca Los Pajares (das war im Herbst 1988) auf die Idee kamen,

Fidel Castro einen offenen Brief zu schreiben, in dem wir ihn aufforderten, ein Plebiszit abzuhalten, so ähnlich, wie es Pinochet gemacht hatte. Jorge sagte, ich sollte den Brief verfassen, und gemeinsam gingen wir ans Werk. Dann unterschrieben er und ich; selbst wenn wir keine weiteren Unterschriften kriegen sollten, würden wir Castro den Brief mit unseren beiden bescheidenen Unterschriften schicken. So kam es aber nicht; wir bekamen Tausende zusammen, darunter die von acht Nobelpreisträgern. Wir schufteten Tag und Nacht in dieser Finca, wo es weder fließend Wasser noch elektrisches Licht gab. Der Brief wurde in der Zeitung publiziert und war ein furchtbarer Schlag für Castro, denn er machte deutlich, daß seine Diktatur noch schlimmer war als die Pinochets, daß er freie Wahlen nie zulassen würde. Die Leute, die so naiv sind und immer noch meinen, mit Castro einen Dialog führen zu können, sollten sich an seine Reaktion auf diesen Brief erinnern: erst hat er die Unterzeichner »Agenten der CIA« genannt, dann »Hurensöhne«. Es liegt auf der Hand, daß Castro heute nur noch ein Ausweg bleibt, um sich an der Macht zu halten, und zwar der Dialog mit dem Exil. Das Unglaubliche ist, daß viele Exilanten, die als Intellektuelle gelten, sich für so einen Dialog aussprechen. Das heißt aber, die Persönlichkeit Castros und seinen Ehrgeiz völlig zu verkennen. Es ist doch klar, daß Castro die Komitees für den Dialog von Kuba aus gegründet hat, und deren Mitglieder geben sich sogar als Vorsitzende von Menschenrechtskomitees aus. Auf der einen Seite haben wir die Agenten Castros, im Ausland und im Land selbst, die für ihn arbeiten; auf der anderen die Ehrgeizlinge, die überall dabeisein wollen; und obendrein noch die Halunken, die meinen, sie könnten bei dem Geschäft mit dem Dialog etwas »absahnen«.

Eines Tages wird das Volk Castro natürlich stürzen, und das mindeste, was es tun wird, ist, diejenigen zu rich-

ten, die ungestraft mit dem Tyrannen kollaboriert haben. Die Leute, die einem Dialog mit Castro das Wort reden, obwohl sie (wie alle Welt) wissen, daß Castro die Macht nicht freiwillig aus den Händen geben wird und daß er nur eine Erholungspause und Wirtschaftshilfe braucht, um wieder zu Kräften zu kommen, machen sich ebenso schuldig wie die Schergen, die das Volk foltern und morden, vielleicht sogar noch schlimmer, denn in Kuba herrscht der absolute Terror. Draußen kann man sich zumindest für eine gewisse politische Würde entscheiden. All diese Wichtigtuer, die davon träumen, beim Händedruck mit Fidel im Fernsehen zu erscheinen und eine wichtige Rolle in der Politik zu spielen, sollten realistischere Träume haben: sie sollten von einem Strick träumen, an dem sie im Parque Central von Havanna baumeln werden, denn wenn die Stunde der Wahrheit kommt, wird Kubas Volk sie in seiner Großmut aufhängen. So werden sie aufs angenehmste sterben, wenigstens bei ihnen wird es kein Blutvergießen geben. Vielleicht wird dieser Akt der Gerechtigkeit für die Zukunft als Beispiel dienen, denn im Verhältnis zu seiner Bevölkerungszahl bringt Kuba einfach zu viele Halunken, Verbrecher, Demagogen und Feiglinge hervor.

Zurück zum Plebiszit: Den Brief unterschrieben mehrere gewählte Präsidenten und zahlreiche Intellektuelle aller politischen Richtungen. In meiner Wohnung gaben sich Fotografen und Journalisten die Klinke in die Hand, was mir körperlich noch mehr zu schaffen machte. Ich konnte kaum sprechen, der Krebs hatte schon meinen Kehlkopf angegriffen, und trotzdem mußte ich im Fernsehen auftreten. Andererseits war ich noch nicht mit dem Roman *Die Farbe des Sommers* fertig, der einen Großteil meines Lebens behandelt, besonders meine Jugend, das alles in unbefangenen, phantasievollen Bildern. Es ist außerdem ein Buch, das die Geschichte eines alt und ver-

rückt gewordenen Diktators erzählt und Homosexualität offen beim Namen nennt, ein Tabuthema für fast alle Kubaner und fast die gesamte Menschheit. Der Roman spielt auf einem großen Karneval, wobei es dem Volk gelingt, die Insel von ihrem Schelf zu lösen und mit ihr in See zu stechen, als wäre sie ein Boot. Als sie schließlich auf hoher See sind, kann man sich nicht einig werden, wo man Anker werfen und was für eine Regierung man wählen will. Es kommt zu einem Riesenkravall nach kubanischer Art, und bei dem ganzen Getrampel versinkt die Insel, die keinen Festlandsockel mehr hat, im Meer.

Noch vollauf mit diesem mehr als sechshundertseitigen Roman beschäftigt, machte ich mich an die Durchsicht meiner poetischen Trilogie *Leprosorium*, die inzwischen im Druck ist, und der ausgezeichneten englischen Übersetzung von *Der Portier*, die Dolores M. Koch anfertigte und die demnächst erscheint.

Ich sehe, ich bin fast am Ende der Vorstellung angelangt, an meinem eigenen Ende in Wirklichkeit, und ich habe noch nicht viel zu Aids gesagt. Ich kann es nicht, ich weiß nicht, was das ist. Niemand weiß es wirklich. Ich habe Dutzende Ärzte aufgesucht, und für alle ist es ein Rätsel. Man behandelt die mit Aids zusammenhängenden Krankheiten, doch Aids selbst scheint ein Staatsgeheimnis zu sein. Ich kann nur versichern, daß es zwar eine Krankheit ist, aber keine Krankheit wie alle anderen, die man kennt. Jede Krankheit ist ein Produkt der Natur, und da die Natur nicht perfekt ist, kann man sie bekämpfen und sogar austrotten. Aids ist ein perfektes Unheil, weil es außerhalb der menschlichen Natur steht, und sein Ziel besteht darin, mit dem menschlichen Wesen so grausam und systematisch wie möglich Schluß zu machen. Noch nie war die Menschheit einer so unaufhaltsamen Katastrophe ausgeliefert. Diese teuflische Perfektion ist es, die einen manchmal auf den Gedanken bringt, daß der

Mensch dabei seine Hand im Spiel hat. Die Regierenden auf der ganzen Welt, die reaktionäre Klasse, die immer an der Macht ist, die Machthaber in egal welchem System, sie haben allen Grund, sich über Aids zu freuen, denn ein großer Teil der an den Rand gedrängten Bevölkerung, die nichts anderes will als leben und die darum jedes Dogma und jede politische Scheinheiligkeit ablehnt, wird durch dieses Unheil verschwinden.

Doch es sieht nicht so aus, als ob die Menschheit, die arme Menschheit, leicht vernichtet werden könnte. Es hat sich gelohnt, das alles durchzumachen, denn wenigstens habe ich den Zusammenbruch eines der finstersten Reiche der Geschichte erleben dürfen, des stalinistischen Reiches.

Außerdem gehe ich, ohne die Beleidigung des Alters ertragen zu müssen.

Als ich vom Krankenhaus in meine Wohnung zurückkam, schleppte ich mich zu einem Foto von Virgilio Piñera, das dort an der Wand hängt; Virgilio ist 1979 gestorben. Ich sagte zu ihm: »Hör gut zu, was ich dir jetzt sage, ich muß noch drei Jahre leben, um mein Werk zu beenden, das ist meine Rache an fast der ganzen Menschheit.« Ich glaube, Virgilios Antlitz verfinsterte sich, als hätte ich ihn um etwas ganz Ungeheuerliches gebeten. Seit dieser verzweifelten Bitte sind bald drei Jahre vergangen. Mein Ende ist ganz nah. Ich hoffe, meine Gelassenheit bis zum letzten Augenblick zu bewahren.

Danke, Virgilio.

New York, August 1990

## Die Steine

Ich war zwei Jahre alt. Ich stand da, nackt; ich bückte mich und leckte mit der Zunge über die Erde. Der erste Geschmack, an den ich mich erinnere, ist der Geschmack der Erde. Ich aß Erde zusammen mit meiner Cousine Dulce Ofelia, die auch zwei Jahre alt war. Ich war ein mageres Kind, aber mit einem ganz dicken Bauch; das kam von den Würmern, die in meinem Magen gewachsen waren, weil ich soviel Erde aß. Wir aßen die Erde im Rancho des Hauses; der Rancho war der Ort, wo die Tiere schliefen, das heißt die Pferde, Kühe, Schweine, Hühner und Schafe. Der Rancho stand gleich neben dem Haus.

Irgendwer schimpfte mit uns, weil wir Erde aßen. Wer war das, der da mit uns schimpfte? Meine Mutter, meine Großmutter, eine meiner Tanten, mein Großvater? Eines Tages hatte ich fürchterliche Bauchschmerzen; ich schaffte es nicht mehr, aufs Klo hinter dem Haus zu gehen, und benutzte den Nachtopf, der unter dem Bett stand, wo ich zusammen mit meiner Mutter schlief. Das erste, was herauskam, war ein riesiger Wurm, ein rotes Tier mit vielen Füßen, wie ein Tausendfüßler, und er sprang im Nachtopf herum; bestimmt raste er vor Wut, weil ich ihn auf so gewaltsame Weise aus seinem Element verstoßen hatte. Dieser Wurm machte mir große Angst, und seitdem erschien er mir jede Nacht und versuchte, sich in meinen Bauch zu bohren, während ich mich an meine Mutter klammerte.

Meine Mutter war eine sehr schöne, sehr einsame Frau. Sie hatte nur einen Mann kennengelernt: meinen Vater. Seine Liebe gehörte ihr nur wenige Monate. Mein Vater war ein Abenteurer: er verliebte sich in meine Mutter, bat meinen Großvater um »ihre Hand«, und nach drei Monaten verließ er sie. Meine Mutter lebte damals im Haus ihrer Schwiegereltern; dort wartete sie ein Jahr lang, doch

mein Vater kam nicht wieder. Als ich drei Monate alt war, kehrte meine Mutter zu ihren Eltern zurück; sie kam mit mir, der Frucht ihres Unglücks. An den Ort, wo ich geboren wurde, kann ich mich nicht erinnern; die Familie meines Vaters habe ich nie kennengelernt, ich glaube aber, der Ort lag im nördlichen Teil der Provinz Oriente, auf dem Land. Meine Großmutter und alle anderen im Haus versuchten immer, mir einen großen Haß auf meinen Vater anzuerziehen, weil er meine Mutter »betrogen« hatte, das war das Wort. Ich kann mich noch an ein Lied erinnern, das sie mir beibrachten; darin wurde die Geschichte von einem Kind erzählt, das seinen Vater tötete, um seine verlassene Mutter zu rächen. Ich sang dieses Lied vor der ganzen Familie, und alle lauschten verzückt. Das Lied war zu jener Zeit sehr populär, es berichtete von den Schicksalschlägen einer Frau, die von ihrem Geliebten entehrt worden war; kaum hatte er ihr ein Kind gemacht, schon war er verschwunden. Die letzte Strophe des Liedes ging so:

Der Knabe wuchs und wurde zum Mann,  
dann zog er ins Gefecht,  
den Vater erschlug er, er hat sich gerächt.  
So handelt ein Sohn, der lieben kann.

Einmal waren meine Mutter und ich auf dem Weg zum Haus einer meiner Tanten. Als wir zum Fluß hinuntergingen, kam uns ein Mann entgegen; er war stattlich, groß, dunkelblond. Plötzlich raste meine Mutter vor Wut; sie fing an, Steine vom Ufer aufzusammeln und sie dem Mann an den Kopf zu schleudern, der trotz des Steinregens weiter auf uns zuing. Er kam bis zu mir, griff in seine Hosentasche, gab mir zwei Pesos, streichelte mir über den Kopf und rannte weg, ehe ihm ein Stein den Schädel einschlagen konnte. Den Rest des Wegs weinte meine Mutter, und als wir bei meiner Tante ankamen, begriff ich, daß dieser

Mann mein Vater gewesen war. Ich habe ihn nie wiedergesehen, auch nicht die zwei Pesos; meine Tante borgte sie sich von meiner Mutter, und ich weiß nicht, ob sie ihr das Geld je zurückgegeben hat.

Meine Mutter war eine »sitzengelassene« Frau, wie es damals hieß. Es war praktisch unmöglich für sie, einen neuen Mann zu finden; die Ehe war etwas für Señoritas, und sie war betrogen worden. Wenn sich ein Mann an sie heranmachte, dann wollte er sie nur, wie man es damals nannte, »mißbrauchen«. Darum mußte meine Mutter sehr mißtrauisch sein. Zu den Tanzvergnügen gingen wir immer zu zweit, obwohl ich erst vier Jahre alt war. Forderte ein Mann sie auf, setzte ich mich derweil auf eine Bank; nach dem Tanz kam meine Mutter zurück und setzte sich neben mich. Lud jemand meine Mutter zu einem Bier ein, nahm sie mich ebenfalls mit; ich trank kein Bier, dafür mußte der Freier mir viele »Geraspelte« spendieren; so nannten wir auf dem Land das Eis, das von einem Eisblock gehobelt und mit Sirup übergossen wurde. Meine Mutter dachte vielleicht, bei diesen Tanzabenden einen ernsthaften Mann zu finden, der sie heiratete; sie fand ihn nicht oder wollte ihn nicht finden. Ich glaube, meine Mutter blieb immer der Untreue meines Vaters treu und wählte die Keuschheit, eine bittere und vor allem widernatürliche, grausame Keuschheit, sie war damals schließlich erst zwanzig. Die Keuschheit meiner Mutter war schlimmer als die einer Jungfrau, weil sie die Lust für einige Monate kennengelernt und dann für den Rest ihres Lebens darauf verzichtet hatte. All das machte sie zu einer zutiefst unbefriedigten Frau.

Eines Abends, als ich schon im Bett lag, stellte mir meine Mutter eine Frage, die mich in dem Moment ganz verstörte. Sie fragte mich, ob ich sehr traurig wäre, wenn sie sterben würde. Ich klammerte mich an sie und fing an zu weinen; ich glaube, sie weinte auch und sagte mir, ich

sollte die Frage schnell vergessen. Später, vielleicht auch schon im selben Augenblick, wurde mir klar, daß meine Mutter daran dachte, sich das Leben zu nehmen, und ich hatte sie davon abgehalten.

Ich blieb ein häßliches Kind, ein Dickbauch mit riesengroßem Kopf. Ich glaube nicht, daß meine Mutter damals den nötigen praktischen Sinn hatte, um ein Kind zu versorgen; sie war jung und unerfahren und lebte im Haus meiner Großmutter, und so übernahm diese die Aufgaben der Hausherrin. Um es mit ihren eigenen Worten zu sagen: sie war es, die im Haus »die Zügel in der Hand hatte«. Meine Mutter war eine unverheiratete Frau mit Kind, die zudem keinen eigenen Hausstand hatte. Sie konnte keinerlei eigene Entscheidung treffen, nicht einmal über mich. Ich weiß nicht, ob meine Mutter mich damals liebte; ich erinnere mich nur, daß sie mich, wenn ich zu weinen anfang, auf den Arm nahm, was sie aber immer derart ungestüm tat, daß ich ihr manchmal über die Schulter rutschte und mit dem Kopf auf den Boden schlug. Oder sie wiegte mich in einer Hängematte aus Jute, die sie jedoch so hastig anschubste, daß ich ebenfalls auf den Boden fiel. Ich glaube, das war auch der Grund, weshalb mein Kopf so voller Schrammen und Beulen war, doch ich überlebte diese Stürze; zum Glück hatte das Haus, eine riesige Bauernhütte, einen Lehmfußboden.

In diesem Haus wohnten noch weitere Frauen; ledige Tanten, die so jung waren wie meine Mutter, und andere, die als alte Jungfern galten, weil sie schon über dreißig waren. Eine Schwiegertochter lebte ebenfalls dort, sitzengelassen von einem Sohn meiner Großeltern; das war die Mutter von Dulce Ofelia. Außerdem kamen noch die verheirateten Tanten ins Haus und blieben immer eine ganze Weile; sie brachten ihre Kinder mit, die schon größer waren als ich und zu denen ich voller Neid aufschaute, weil sie ihren Vater kannten. Das verlieh ihnen eine Unge-

zwungenheit und Sicherheit, wie sie mir nie vergönnt waren. Fast alle diese Verwandten wohnten nicht weit weg vom Haus meines Großvaters. Manchmal kamen sie zu Besuch, dann machte meine Großmutter eine Süßspeise, und es wurde ein richtiges Fest. In diesem Haus wohnte auch meine Urgroßmutter, eine alte Frau, die sich fast nicht mehr vom Fleck rührte und die meiste Zeit auf einem Stuhl saß, vor einem Detektorempfänger, den sie nie hörte.

Der Mittelpunkt des ganzen Hauses war meine Großmutter, die im Stehen pinkelte und mit Gott sprach; stets verlangte sie Rechenschaft von Gott und der Jungfrau Maria für alles Unheil, das uns auflauerte oder heimsuchte: für die Dürre, für die Blitze, die in eine Palme einschlugen oder ein Pferd töteten, für die Kühe, die an irgendeiner Krankheit starben, gegen die es kein Mittel gab, für die Besäufnisse meines Großvaters, der sie schlug, wenn er heimkam. Meine Großmutter hatte damals elf ledige Töchter und drei verheiratete Söhne; mit der Zeit fand jede dieser Töchter vorübergehend einen Ehemann, der sie mitnahm und, wie meine Mutter, nach ein paar Monaten sitzenließ. Es waren attraktive Frauen, nur konnten sie aus irgendeinem fatalen Grund keinen Mann festhalten. Bei so vielen Töchtern mit dickem Bauch und verheulten Bälgern wie mir wurde es eng im Haus meiner Großeltern. Die Welt meiner Kindheit war bevölkert von sitzengelassenen Frauen; der einzige Mann, den es im Haus gab, war mein Großvater. Mein Großvater, früher ein Don Juan, war jetzt ein kahlköpfiger alter Mann. Im Unterschied zu meiner Großmutter sprach er nicht mit Gott, sondern mit sich selbst; nur manchmal sah er zum Himmel hoch und stieß einen Fluch aus. Er hatte mehrere Kinder von anderen Frauen aus der Umgebung, die mit der Zeit ebenfalls zu meiner Großmutter kamen, um bei ihr zu leben. Da beschloß meine Großmutter, nicht mehr mit

meinem Großvater zu schlafen; so daß auch sie sich fortan in Enthaltsamkeit übte und so verzweifelt war wie ihre Töchter.

Mein Großvater bekam manchmal seinen Rappel; dann sagte er kein Wort mehr und war stumm wie ein Fisch, verschwand aus dem Haus und ging in den Wald, wo er wochenlang unter den Bäumen schlief. Er nannte sich einen Atheisten, wünschte aber sein Leben lang die Muttergottes zum Teufel; vielleicht machte er das, um meine Großmutter zu quälen, die immer wieder mitten im Feld auf die Knie fiel und den Himmel um irgendeine Gnade anflehte; eine Gnade, die ihr im allgemeinen nicht gewährt wurde.

## Der Obsthain

Meine Kindheit war, glaube ich, unvergleichlich schön, weil sie sich im absoluten Elend, aber auch in absoluter Freiheit abspielte; im Wald, inmitten von Bäumen, Tieren, Gespenstern und Menschen, denen ich völlig gleichgültig war. Meine Existenz war nicht einmal gerechtfertigt, und niemand interessierte sich dafür; das ließ mir einen ungeheuren Raum, mich davonzustehlen; niemand kümmerte es, wo ich steckte und wann ich nach Hause kam. Ich kletterte in den Bäumen herum; von dort oben sahen die Dinge sehr viel schöner aus, man überblickte die Wirklichkeit in ihrer ganzen Fülle und spürte eine Harmonie, an der man sich nicht erfreuen konnte, wenn man unten war, zwischen dem Gekeife meiner Tanten, den Flüchen meines Großvaters und dem Gackern der Hühner... Die Bäume haben ein geheimes Leben, das sich nur dem offenbart, der hinaufklettert; auf einen Baum steigen bedeutet, eine einzigartige, rhythmische, magische und harmonische Welt zu entdecken; Würmer, Insekten, Vögel, Ungeziefer, lau-